



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Eiserne Zeit**

**Bömers, Karl**

**Detmold, 1889**

III.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-12591**

traurig heim; — und als sie abends die kleine Inma entkleidete und die Schnur mit dem Schutzheiligen fand, die das Kind bis dahin sorglich vor allen geheim gehalten, als das Kind ihr erzählte, daß Dietwald gesagt, wer die Schnur nicht mehr habe, müsse immer weinen, da schluchzte die schöne Grete von Soest bitterlich. Und Inma legte der Muhme die Schnur um den Hals und flüsterte: „Ich will dir das silberne Männlein schenken, nein, es soll dir und mir, jedem halb gehören, dann weinen wir beide nicht mehr.“

### III.

Mancher denkt, er reise dem Glück entgegen und kommt in des Teufels Küche, mancher hinwiederum wähnt, er fahre ins Elend, und gelangt in ein Rosengärtlein.

Tagelang war Dietwald gewandert, er wollte zurück in das Schweizerland, schon war er in rheinisches Gebiet gelangt schon waren die Zehrpennige, die ihm der Rat von Soest belassen, damit er nicht zu betteln brauche, bis auf einen geringen Rest zerronnen, als er eines Morgens auf seiner Wanderung durch die spätherbstliche Landschaft ein buntes Heerlager am Wege erschaute. Die Farben von Kleve blinkten ihm auf Flaggen und Feldbinden entgegen, und als er dem rastenden Heerhaufen nahe gekommen, sah er den Herzog Johann von Kleve auf einem gestürzten Fasse an der Straße sitzen; das „Johannken mit den Schellen,“ wie ihn das Volk nannte, weil er Gürtel, Knie- und Armbänder mit kleinen klingenden Glöcklein und Kollschellen besetzt trug und auch das Zaum- und Sattelzeug seines Pferdes mit solchen zu schmücken pflegte, nach Sitte burgundischer Männer.

„Euch sollte ich kennen,“ rief der leutselige Herr, als er Dietwald des Weges kommen sah, „beim

heiligen Pankratius, Ihr seid mir schon einmal begegnet."

"Ihr irrt Euch nicht, Herr," entgegnete Dietwald und zog ehrerbietig die Kappe, "drüben am Rhein war es, als wir unter Eurer Führung die Kölner aus Rand und Band gehauen."

"Stimmt!" versetzte der Herzog eifrig, "und Ihr seid der Mann, der die kurios-lustigen Reiterlieder dichtete und sang und damit der Soldateska neuen Mut in die lahmen Knochen zauberte, wenn sie müde geworden!"

"Der bin ich und Brischemai heiß' ich," bestätigte Dietwald fröhlich.

"Und jetzt wollt Ihr fort, Brischemai, jetzt, da das Ungewitter vielleicht noch am tollsten über uns hereinbricht?" fragte der Herzog.

"Ich will nicht, ich muß," erwiderte dieser erregt, "sie haben mich aus meiner Vaterstadt Soest ausgewiesen, wie einen rändigen Hund, weil ich einem Schreiber all dort aus Versehen die Backe geschlitz und ihren Stadthauptmann eines Schusters Sohn genannt habe."

"Bei der alten Sibille von Kleve, es war nicht fein, daß Ihr solcherlei ausübtet, aber erzählet mir, wie Ihr dazu gekommen," sagte der Herzog, klingelte mit den Schellen und strich sich den Bart, als habe er ein besonderes Wohlgefallen an dem offenen Wesen des frischen Gesellen.

Dietwald berichtete alles genau und der Wahrheit gemäß, daß "Johannken," sowie die ihm nahe stehenden Feldobersten hörten aufmerksam seine Mitteilung an, gaben auch wohl Beifall oder Mißfallen durch stumme Zeichen zu erkennen. "Ich will wieder ins Schweizerland unter die österreichische Fahne, die ich Jahre lang getragen in Ehre und Zucht," schloß der Erzähler.

„Euch aber, hoher Herr, möchte ich um eine Gnade bitten: Gebt mir ein Schwert wieder und einige Scherflein, denn die Pfennige des Rats sind faſt verbraucht, und wenn ich einmal betteln ſoll und muß, thu' ich's noch am liebſten bei einem Könige oder Herzog.“

„Sollt haben, was Ihr begehrt,“ tröſtete der von Kleve, „ſollt auch ein Pferd und ein Faſtrohr haben, aber nach der Schweiz ſollt Ihr nicht zurück, ich ſchleppe Euch mit nach Soeſt.“

„Verzeihet, Herr, das geht nicht an, ſo gern ich Euch folgte,“ wehrte Dietwald, „ich mag mich dort nicht wieder aufdrängen.“

„Das ſollt Ihr auch nicht,“ rief der Herzog, „ich lade Euch dem Räte wieder auf den Hals; ich bin der Schirmherr der Stadt und Ihr ſollt Eure Freude haben, wie ſie dort die Lippen verziehen werden zu liebeichem Grinsen, wenn ich Euch in Euren Gottesfrieden wieder einſeße.“

„Aber der Stadthauptmann,“ wandte Dietwald ein, „wie kann ich unter ihm dienen, Herr?“

„Der iſt im Grunde kein ſchlechter Mann,“ unterbrach ihn der Wohlgelaunte, ein tapferer Haudegen, ein zäher Gefelle, läßt ſich aber von mir mancherlei gefallen; ſie mögen ihm bei dem Herzoge von Berg auch vielleicht unrecht gethan haben,“ fuhr er fort, „obſchon mir ſeine Herkunft noch immer etwas dunkel und böhmisch geblieben iſt. Ein rechter Mann aber fürchtet ſich nicht, weder vor dem Teufel, noch vor dem Stadthauptmann von Soeſt — hier iſt meine Hand — wollt Ihr mit, ſo ſchlagt ein, ſonſt fährt meinetwegen zum Ruckuck und ſeiner Großmutter!“

Dietwald überwand jegliches Bedenken bei des Herzogs ermunternder Rede, haſtig ergriff er die ihm gebotene Hand. „Ich folge Euch, Herr,“ ſagte er mit

bebender Stimme, „mit Gut und Blut, Haut und Haar, treu bis zum Tode.“

„Konrad Sterke,“ sagte Johann zu einem Obristen, der neben ihm stand, „holt mal die einzige Fahne, die ihren Träger verloren!“ und als die Fahne gebracht wurde, gab er sie Dietwald, der in tiefem Dankgefühl vor ihm niedergesunken war; „nimm sie und trage sie mit Ehre und Zucht, wie früher die Farben Oestreichs, dann kannst du, wenn du nicht unter ihr fällst, auf ihr höher steigen,“ rief er Dietwald zu, „und nun, ihr Herren,“ wandte er sich an die Umstehenden, „laßt uns aufbrechen.“

Bald war Dietwald mit Roß, Schwert und Faustrohr versehen, und mit einem Hochgefühl, daß ihm die Brust fast zersprengen wollte, ritt er mit des Herzogs Gesellschaft der Heimat wieder zu.

Auf dem Marktplatze der Stadt, von dem an der Fahrstraße belegenen Hause des regierenden Bürgermeisters, hatten sich die Ratmänner und die Ersten der Besatzung in festlichem Gepränge zu feierlichem Empfange aufgestellt, als der Herzog von Kleve, ihr mächtiger Schutz und Schirmvogt, nach glücklich beendeten Streifzügen im Kölnischen Gebiete, seinen Einzug hielt. Unter den frohlockenden Klängen der Trommeln und Pfeifen, der Zinken und Hörner zog Johann mit den Schellen an der Spitze seiner achthundert Reifigen auf den Platz, ließ die Fahnen vor dem Räte schwenken, der die Begrüßung ehrerbietigst erwiderte, mit tiefem Sichneigen und freudigem Schwenken der Federhüte. Huldvoll redete der Herzog, der aus dem Sattel gesprungen war und um den sich die Fahnenträger zur Rechten und Linken geschart hatten, mit Johann von dem Broke, der in seiner köstlichsten Samtschaube prangte und die schwere, goldene Kette mit den Insignien seiner Würde umgelegt hatte, freundliche Worte

richtete er auch an diesen und jenen würdigen Mann aus der Versammlung, als aber die feierliche, allgemeine Begrüßung ihr Ende erreicht, als der Bürgermeister mit zierreichem Wortschwall den Herzog gebeten hatte, auf dem Rathause zu einem gebührlichen Festmahle sich zu setzen, welches die Stadt ihrem Schutzherrn konferieret, sagte Johann von Kleve mit lauter Stimme: „Gern nehme ich die Ladung der getreuen Stadt an, eine Bitte aber möchte ich zuvor an Euch richten: „ich habe einen Mann in meinem Gefolge, von dem ich nicht weiß, ob er Euch ein lieber Gast ist. Dietwald. Brischemai!“ rief er, und eine unruhige Bewegung kam bei dem Rufe über die Versammelten, welche noch zunahm, als Dietwald vor dem Herzoge mit wehender Fahne erschien. „Diesem Manne habe ich mein Wohlwollen zugewandt,“ fuhr Johann mit einem seltsamen Lächeln fort, „er hatte sich gegen das Recht der Stadt vergangen, aber er bereut seine That, soweit er sich vergangen, und ich bitte den hohen Rat, daß er diesen meinen Fährnich wieder in seinen Gottesfrieden einsetze.“

Wie der Herzog vorher zu Dietwald gesagt hatte, geschah es, Johann von dem Broke verzog sein Gesicht zu freundlichem Grinsen, und die übrigen folgten dem Beispiel. „Es sei so übel nicht gemeint gewesen,“ hieß es, „man habe nur dem Rechte seinen Lauf lassen wollen, dem Rate habe die unvermeidliche Strenge selbst leid gethan, solcher Fürsprache gegenüber müsse jeglich Bedenken schwinden und gleich am folgenden Tage solle alles in bester Form beglichen werden.“

„So danke ich Euch für diese Bereitwilligkeit!“ rief der Herzog und schritt den Ratsverwandten voraus in den fahnen geschmückten Bankettsaal des Stadthauses. Ehe er sich dort zu Tisch setzte, berief er Gerwin von Harf und den Sekretarius, die sich eifrig besprachen und von deren Gesichtern alle Lust am Festmahl

geschwunden war, zu sich. „Ich habe Euch nicht kränken wollen,“ sprach er freundlich, „mit der Milde, die ich soeben geübt; sie war notwendig, denn solch' ein Mann, wie Brischemai, ist schwer zu ersetzen und daß ich recht hatte, also zu handeln, werdet Ihr später einsehen.“

Er wandte sich kurz ab, das Mahl begann, große Munterkeit herrschte an der Tafel und der munterste von allen war das Johannken mit den Schellen.

Unten am Markte hatten Freunde und Bekannte den lachenden Fährich umringt, er war eine volkstümliche Person geworden durch seinen Streit mit dem Stadthauptmann. Viele freuten sich über die Gnade, die ihm der Herzog erwiesen, zumeist diejenigen, und es waren ihrer nicht wenige, welchen Gerwins Härte und hochfahrendes Wesen bereits Aergernis gegeben. Eine aber freute sich zumeist über den Wechsel der Dinge, das war Margarete, die des Herzogs Worte von dem Hintergrunde des Wohnzimmers aus bei geöffnetem Fenster vernommen hatte; sie freute sich über den Wechsel, in diese Freude jedoch mischte sich das Gefühl der Bangigkeit und des kleinmütigen Zweifels. Sie hatte sich Gerwin gelobt, freilich hatten Wunsch und Zureden des Bruders mächtiger sie zu diesem Verlöbniß getrieben, als eigene, innere Neigung, aber der Bund war einmal geschlossen und es widerstrebte ihrer Ehre, das gegebene Wort zu brechen, ohne einen anderen Grund, als den, daß ihr die Jugendliebe mit dem alten, beseligenden Zauber Herz und Sinn wieder gefangen genommen. Sie wollte ihr Wort halten, den Willen hatte sie, aber das Vollbringen war ihr schwer gemacht, jetzt, da Dietwald wiederum in ihre Kreise getreten und wiederum Herr und Meister ihrer Gedanken geworden war. Der Widerstreit ihrer Empfindungen mußte niedergekämpft werden, sie war entschlossen zu

treuem, ehrlichem Kampfe, aber tief unten im Herzensgrunde regte sich ein flüchtiger Gedanke, der sich schein zu dauerndem Wunsche gestaltete, daß eine Wendung, die sie nicht herbeiführen wollte und mochte, ihr das wiederbringe, was sie verscherzt hatte. Grauensvoll war es ihr, bei diesem Wunsche an die Wechselfälle des Krieges zu denken; dachte sie daran, so bat sie Gott, Gerwins Leben zu schützen, lieber ihr jeglichen Erdenwunsch zu versagen, als durch den Tod des Verlobten ihn zu gewähren; es war ihr ein heiliger Ernst mit dieser Bitte.

„Und wollt ihr wissen, wie das geschah?  
Am frühen Morgen waren sie nah  
Im dichten Nebel geschlichen;  
Die Kölnischen waren vor Soest gerannt,  
Unter Bischof Dieterichen,“ —

klang es an Margaretens Ohr durch das offene Fenster, von der „Stadt Lippe“ herüber. Dort sang Dietwald mit volltönender Stimme ein Lied von dem Ansturm der Kölner auf das Grandwiger Thor im vergangenen Sommer, von dem kläglichen Abzuge des Bischofs und dem Jubel der Stadt, er hatte das Lied bei seiner Rückkehr unter Herzog Johann nach dem, was er in Soest über den Ansturm vernommen, verfertigt und den Soestern gefiel es ungemein, ihre Thaten im Gesange verherrlicht zu hören. Großer Jubel entstand, als der Sänger geendet. „Seid nur getrost,“ rief Dietwald, „ich singe euch noch bessere Lieder, wenn ich erst selber gegen die Bischöflichen wieder zu Felde liege und mit eigenen Augen schaue, was sangeswert ist.“

Er blieb denn auch nicht lange um Stoff zu seinen Schwertliedern in Verlegenheit, bald entbrannte die Fehde aufs neue mit seltener Heftigkeit. Schon seit Jahren hatten die Soester mit dem Kurfürsten und Erzbischof Dietrich von Mörs in grimmigem Kriege

gelebt um ihres guten Rechtes willen; sie hatten die unberechtigten Steuern nicht zahlen wollen, die der arg verschuldete Bischof als ihr Schirmherr von ihnen gefordert, dann hatte Dietrich von Mörs der widerspenstigen Stadt ihre besten Privilegien entzogen, und die erbitterten Soester hatten sich unter den Schutz des Herzogs von Kleve gestellt, dem Bischof einen Absagebrief geschrieben und zum Schwerte gegriffen, denn sie wollten lieber sterben, als das Stadtrecht sich schädigen lassen. Bislang waren sie glücklich in der Kriegsführung gewesen, die wohlgerüstete Stadt hatte den Kölnern allezeit kräftig widerstanden und der Bischof war mehr und mehr verarmt in der für ihn unglücklichen Fehde. Wohl gelangen auch die Streifzüge in das Kölner Gebiet im Anfange des Winters, als Dietwald mit den Reifigen des Herzogs gegen den Bischof zu Felde lag; auf diesem Kriegszuge zeigte es sich, daß der Herzog recht gehabt, als er gesagt, ein Mann wie Dietwald sei schwer zu ersetzen, sein tapferer Arm war es nicht allein, der den Ausspruch rechtfertigte, vor allem war es seine muntere Art, mit der er die Genossen aufrecht hielt in Not und Gefahr, seine Liedkunst, mit der er sie anstachelte zu rühmlichen Thaten, sein heißer Mut, mit dem er ihnen die Fahne vortrug, der sie so willig folgten, als ob der Sieg ihnen überall gewiß sei, wo Dietwald Brishemai schreite. Lachend betrachtete ihn oftmals das Johanneken mit den Schellen, wenn er abends bei den Lagerzelten seine Weisen erklingen ließ; zwar, sie waren nicht alle kunstgerecht und schön, diese Lieder; Verse, wie:

„Die kurze Weile war nicht lang,“

liefen mit durch, aber den Kriegsmännern dünkten sie allesamt fein und löblich gesetzt und das war die Hauptsache.

Im Anfange des neuen Jahres erklärte auch der Herzog von Burgund dem Bischof den Krieg. Der Mut der Soester und Klevener wuchs, sie unternahmen im Frühjahr einen Zug bis an die obere Ruhr, dann aber kehrten sie heim, denn Dietrich von Mörs hatte Helfershelfer gefunden, die den Rückzug notwendig machten. Herzog Wilhelm von Meissen und Thüringen hatte einen Kriegszug gegen seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, mit dem er in schwerer Zwietracht lebte, vorbereitet; neben seinem Heere von 20 000 Mann hatte er eine Kriegshorde wilder, raub- und beutelustiger Böhmen von annähernd gleicher Zahl angeworben; als aber die böhmischen Scharen unter dem Grafen Sternberg bereits zu ihm gezogen waren, machte er Frieden mit seinem Bruder und von dem sehnlischen Wunsche erfüllt, der gefährlichen Gäste, die er berufen und die sich nicht ohne weiteres abweisen ließen, wieder los und ledig zu werden, bot er sie Dietrich von Mörs als Hilfsmannschaft gegen Soest und Burgund an, versprach auch, ihm seine Meißnischen Truppen zu Diensten zu stellen. Der Kirchenfürst von Köln überwand alle frommen Bedenken diesem Anerbieten gegenüber und im Anfange des Sommers zogen die böhmischen Horden mit den Meißnischen Truppen den Kölnern zur Hilfe. Auch der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Braunschweig, die Stadt Dortmund, die Bischöfe von Münster, Minden und Hildesheim hatten sich inzwischen auf die Seite der Kölner gestellt, Soest hatte nur an den märkischen Städten neue Helfer, neben Burgund, gefunden. Schleunigst war der Herzog von Kleve mit seinem Heerhaufen von der oberen Ruhr aus hinter die schirmenden Mauern von Soest heimgekehrt; viel Not und große Arbeit herrschte alldort, gemeinsam mit Lippstadt betrieb man die Rüstung, die Arbeiten an den Verteidigungswerken, in unermüdlichem

Eifer, die Besorgnis der Städter war groß, aber die Verzagtheit kam nicht über sie, man erwartete gott- ergeben ruhig, im Vertrauen auf die gerechte Sache das Herannahen der Feinde.

„Ihr Bischöfe von Münster und Hildesheim,  
Was sucht ihr am Rheine nach Honigseim?  
Was habt ihr in Köllen verloren?  
Wisset und merket: Gott hat euch Pfaffen  
Nicht zum Rauben und Kirchenschinden geschaffen,  
Schämt euch, ihr alten, greisen Thoren!“

Mit solchen und ähnlichen Piederversen verspottete Dietwald die feindlichen Bischöfe, Städte und Gewaltigen, wenn er abends in sommerlicher Luft im Ringe der Zechgenossen vor der „Stadt Lippe“ saß; mit größtem Behagen sang er aber seine Weisen auf die „böhmischen Schlizaugen,“ über die das Gerücht ging, daß sie wie Affen gestaltet und die steilsten Mauern ohne Leitern und sonstigen Behelf erklimmen könnten; er dachte bei solchen Spottliedern an Gerwin, der ja auch ein Böhme, und der schärfste Hohn schien ihm nicht scharf genug. Wenig kam er mit dem Hauptmann inmitten des vielen Kriegsvolks, das die Stadt zur Zeit beherbergte, in nähere Berührung, der Dienst führte ihn selten mit jenem zusammen, geschah dies aber, so betrachtete ihn Gerwin immer noch finster und mißtrauisch, die Beleidigung vergaß er nicht, und das kühle, befremdliche Wesen, das Margarete ihm gegenüber wider Willen beobachtete, seit Dietwald heimgekehrt war, schrieb er unbedenklich auf Rechnung des verhassten Standartenjunkers. Margarete hatte sich geweigert, Hochzeit zu halten, solange die Stadt von dem Kriegsturm hart bedrängt sei, diese Weigerung hatte die Zustimmung Johannis von dem Broke gefunden, und Gerwin war gezwungen, der Entschließung beider sich zu fügen.

Mitte Juni zogen die böhmischen Soldtruppen unter dem Grafen Sternberg vor Lippstadt. Mord und Brand kennzeichneten den Weg, den ſie bis dahin genommen; zwölf Tage wurde Lippstadt beſchoſſen und berannt, die Feſte widerſtand mutig dem Anſturm, dann beſahl der Biſchof von Köln, dem die Demütigung der Soeſter zumeiſt begehrenswert erſchien, die Belagerung zu unterbrechen und zunächſt die Mauern von Soeſt niederzulegen. Auf Peter- und Paulſtag langten die unbändigen Horden, denen ſich auch die Meiſniſchen Truppen inzwiſchen zugeſellt hatten, vor der wohlgegürteten und geharniſchten Stadt an und umſchloſſen die Wälle. Man verſuchte, die Ringmauern mit den Walltürmen durch eifriges, anhaltendes Beſchießen zu brechen, bis dieſes gelungen, wollte man die Gräben mit Reiſholz hier und da angefüllt, die Sturmleitern zur Mauererſteigung angefertigt haben, um hiernächſt den entſcheidenden Anſturm zu wagen. Vierzigtauſend Mann entwickelten ihr geſchäftiges Treiben um die Schanzen des Weichbildes unter dem dumpfen Brüllen der Bombarden, Felbſchlangen und Kartauten; eifriger jedoch als der Feind vor den Thoren, war man innerhalb der Baſtionierung, emſig wurde jede Lücke in Wall und Turm wieder ausgefüllt, jede Flamme, die ein Brandpfeil verursacht, gelöſcht, heftig erwiderten die Stückjunker aus den Mauerſcharten das Feuer der Geſchütze und oben aus den Laufzinnen ſpieen die ſchweren Tarasbüchſen vernichtende Kugeln in den Feind. Stolz flatterten die Banner von Soeſt neben den Kleveſchen und märkiſchen Fahnen von Turm und Mauerzacke in den Abend, wie in den Morgen, tagelang hatte die Beſchießung gewährt, mancher tapfere Bürger war in die Laufgräben niedergeſunken, aber auch die Feinde hatten ſchwere Verluſte erlitten, und die Stadt ſtand ſo hoch und feſt, wie bei dem Krachen des erſten Schuſſes.

Nun war es ſtill da draußen, als ein neuer Morgen erwachte, die Geſchütze ſchwiegen, Ruhe herrſchte im Lager; Biſchof Dietrich war ungeduldig geworden, der Hauptſturm ſollte gewagt werden, nachts war alles vorbereitet. In Soeſt trug man St. Patrokli Gebeine umher in feierlichem Umzuge, las an den Hauptthoren einen Abſchnitt der vier Evangelisten, damit der Herr über die Stadt wache, ohne deſſen hütendes Auge des Wächters Mühe umſonſt iſt. Bis Mittag hatte die Ruhe gedauert, da donnerten die Geſchoſſe plötzlich mit jähem Schall und Anprall gegen die Baſtionen und unter dem Heulen der Kartauen begann der Sturm. Zahllos, wie die Blätter am Baume ſtrömte das wilde Volk im Lauffchritt an die Wälle, mit heißem Mute arbeitete es ſich durch die Gräben, mit haſtendem Fuße, mit krampfſig taſtender Hand klonn es die Schanzen hinauf an Leitern und ausgezackten Stangen. Alle waren ſie dem Tode geweiht, die dort ſtürmten, die ihr trotziger Mut in die erſten Reihen getrieben. Viele ſtrauchelten bereits in den Gräben, vom Bolzenschuß oder vom Steinwurf getroffen, diejenigen aber, welche die Mauern erreichten, welche ſich mit keckbehelmtem Haupte hinaufſchwingen wollten auf die abſchüſſige Brüſtung, ſchoſſen vom Artſchlag getroffen wie Taucherenten hinab in die Tiefe. Neue Scharen bewegten ſich heran, höher ſtieg in ihnen mit dem Grimme der Eifer, über die Leiber der Gefallenen eilten ſie im Sturmſchritt hinweg, wilden Tieren gleich klonnen die Böhmen mit der geſchmeidigen Gelenkigkeit der Katze an den Strebepfeilern empor auf ſchwankem Rüſtzeuge. Heißer wurde das Gedränge, lärmvoller der Kampf; das Wutgeheul der ringenden Männer, das mißtönige Schreien und Aechzen der Verwundeten und der Sterbenden war ſtetig im Steigen; in den glühenden Strahlen der Junifonne ermattete dem Bürger der

Arm, der raſtlos die Art ſchwang und den Stein von dem Mauerrande ſchnellte; aber hurtig ſprangen neue Streitkräfte an die Stelle der verbrauchten, wie jenseits der Wälle die Angreifer wechselten. Stundenlang währte der Kampf, schwächer wurde die Abwehr, die Masse der Feinde wirkte zu wuchtig auf die Besatzung, es galt, einen Teil der Stürmenden von den Mauern zurückzulocken, das Nachdrängen frischer Streitkräfte zu hindern. Auf ein gegebenes Zeichen schmetterten Hornstöße von den Türmen an den vier Enden der Stadt und aus den Thoren sprengten die Kleveschen Reiter mit jubelnden Fanfaren und fliegenden Fahnen in den Feind.

Da stockte der Kampf um die Mauern ein Weilchen, überraschend war den Belagerern das waghalsige Beginnen der Besatzung, allgemeine Verwirrung entstand im Lager, Lärm-signale riefen die Sturm-mannschaft zur Bildung viereckiger Heerhaufen auf den Plan zurück, aber die Kleveschen Reiter hatten inzwischen ihr vernichtendes Werk meisterlich begonnen. Sie ritten nieder, was sich ihnen entgegenwarf, sie brachen in die dichtesten Scharen mit kräftigem Schwerthieb und sprengten die Haufen, noch ehe ihnen die Viereck-aufstellung völlig gelungen; wohl wurde manchem das Pferd niedergestochen von den kurzen Handmessern der Böhmen, wohl sank mancher todwund aus dem Sattel, von Schwert oder Pfeilschuß getroffen, aber sie sanken alle um hohen Preis, die da fielen, sie hatten die Zahlung für ihr Leben dem Feinde vorweggenommen.

Inmitten des wilden, hin- und herwogenden Getümmels ritt, als leuchtendes, ermunterndes Vorbild der Seinen, Herzog Johann; neben ihm leuchte Dietwald mit der Fahne, die er mit der Linken im Sattelringe hielt, während die Rechte ab und zu einen raschen, kraftvollen Schwertschlag vollführte; beide waren umschart

von getreuen Kampfgenossen, welche auch heute die sieggewohnte Fahne scharf im Auge hielten. Aber je länger der Kampf währte, desto schwieriger wurde die Lage der Kleveschen Reiter, denn der Feind hatte sich inzwischen zu festeren Reihen geschlossen und wohlgeordnete Haufen des Reitervolks drängten mit dem Fußvolk ihnen entgegen. Furchtbar wurde der Kampf, grauenvoll das Morden; auch der Herzog geriet in größte Gefahr, in den Gassen des Lagers sprengte Bernhard von Büren, ein Mann von riesiger Leibesgröße, gegen ihn an, schon hob er sein langes, blinkendes Schwert gegen den Kampfesmäden zu wuchtigem Schlage; da, in dem Augenblicke der höchsten Not, streckte Dietwald das flatternde Fahnentuch zwischen den Angreifer und seinen Herzog und als jener auf scheuendem Rosse wild nach der Fahnenstange hieb, stach er ihn mit scharfgezieltem Schwertstoß aus dem Sattel. „Das vergeß' ich dir nimmer, Dietwald!“ schrie Johann von Kleve und da er jetzt die mißliche Lage der Seinen auf dem vorgeschobenen Posten erkannte, gab er das Zeichen zum Rückzuge. Hornsignale vermittelten des Herzogs Befehl von einem Ende der Stadt zum andern, regelrecht, unter langsamem Kampfe und häufiger Schwenkung gegen den nachstürmenden Feind suchten die Reiter den Stadtwall zu gewinnen, und als sie in möglichst geschlossenem Zuge sich an den Mauern gesammelt, sprengten sie durch die rasch geöffneten Thore hinter die schirmenden Bastionen. Was an Feinden nachdrängte, wurde in den Thorstraßen niedergehauen, was an Freunden draußen geblieben, fiel in die Hände der Belagerer.

Mancher war nicht heimgekehrt, der fröhlich mit ausgeritten zu festem Wagnis, mancher glitt in den Straßen blutend vom Pferde; die Arbeit draußen war schwer aber nicht umsonst gewesen und die Besatzung

hatte inzwischen leichtere Mühe gehabt. Nun begann der Sturm auf die Mauern wieder mit erneuter Hefigkeit, die Kleveschen Reiter eilten, nachdem sie am Stadthause stärkenden Trunk gethan, der Verteidigungsmannschaft zur Hilfe und das todesmutige Ringen hüben und drüben dauerte mit geringer Unterbrechung fort bis zum unsicheren Zwielficht des Abends. Fackeln wurden entzündet, ihre weitschweifenden Flammenzungen beleuchteten strahlend die Bastionen, aber gefahrvoller wurde jetzt die Verteidigung, im täuschenden Schimmer der unruhig flackernden Lichter gelang es den Böhmen hier und da festen Fuß zu fassen auf den Mauern und in kleinen Häuflein in die Stadt zu dringen; die Kampfnot stieg, die Bürger griffen zu dem letzten Verteidigungsmittel, die Weiber von Soest wurden entboten, damit sie die Mauern schützten, während die Männer im Handgemenge mit den eingedrungenen Feinden rangen. Sie folgten auch dem Rufe, ihre schwachen Arme führten freilich weder Art noch Bogen, sondern gewohntes, aber nicht unwirksames Gerät. Sie handhabten Eimer und Kessel mit heißem Kalk und Mehlbrei, den gossen sie hinab auf die emporklimmenden Streiter mit emsiger Hand, und ihre Schwestern hinter ihnen am Feuer wurden nicht müde in Bereitung und Darreichung der verderblichen Brühe.

Auch die schöne Grete von Soest war herbeigeeilt, sie wollte nicht müßig bleiben inmitten allgemeiner Gefahr, vom Fackelschein umloht stand sie in rüstiger Thätigkeit auf einer der Laufzinnen. Staunend sah Dietwald auf das furchtlose Mädchen, als er auf der breiten Mauer sie erschaute; so schön, so hehr war sie ihm nimmer erschienen, als jetzt. „Margarete,“ stüsterte er ihr zu und stieß die Fahne, die er pflichttreu auch hier als Wahrzeichen trug, in das Gemäuer, „verstattet mir, daß ich bei Euch verharre, denn der Kampf

wird arg und ärger und Gottes Ratschlüſſe ſind dunkel!"

Sie verharrte abgewandt in knieender Stellung, ſie hatte kein Wort der Erwiderung auf die mit herzlichem Tone geſprochenen Worte.

"Margarete," raunte er wieder, und ſie lauſchte jeglichem Worte mit gespannt horchendem Ohre, "ich hätte gern mit dir gelebt, Gott weiß es, wie gern; aber es hat nicht ſein ſollen, — da wäre es mir ein Troſt, wenn uns eine — meine — Fahne ſtatt des Hochzeitlinnens beſchläge zu freudigem Sterben."

Sie blieb ſtumm, aber ein leuchtender Blick aus ihren Augen traf ihn und ein Nicken des Hauptes ſagte ihm, daß ſie ſeine Worte billigend verſtanden, emſig regte ihre Hand den qualmenden Keſſel, Dietwald trat hinter ſie und langte die Armbruſt von ſeiner Schulter; ſcharf beſtrich ſein Auge den Mauerrand, jedes verzerrete Geſicht, das emportauchte an der Brüſtung, ſchoß pfeilgetroffen hinab, unter der Hand des helläugigen Schützen. Längere Zeit hatten beide unter luſtig flatternder Fahne ihres Amtes gewaltet, als Gerwin von Harf zu ihnen trat, auf ſeiner Wanderung um die Feſtungswerke. "Margarete, du hier?!" rief er ihr heftig zu, und ein böſer, mißtrauiſcher Blick aus ſeinen unheimlich leuchtenden Augen traf den Fährich. "Geh nach Haus," befahl er herrlich, "unlieb iſt es mir, daß ich dich hier antreffe!"

"Ich gehe nicht," erwiderte ſie trozig, mit feuchendem Atem, "weder du, noch ein anderer kann mich zwingen, hinter den übrigen Weibern der Stadt zurückzuſtehen."

Unwillig biß er die ſchmalen Lippen und trat zur Seite. Margarete kümmerte ſich ſcheinbar nicht weiter um ihn und Dietwald begann, während er den Bogen führte, auf hoher Warte einen munteren Liedvers zu

singen, den ihm der Augenblick eingegeben und der also lautete:

Sie thäten ein Bier ihnen brauen,  
Aus Kalk gemischt und Mehl,  
Das schöpften die Soester Frauen  
Und schenkten es ohne Fehl;  
Sie gaben ihr Leben wie schlechte Spreu,  
Als wären die Pfeile Beilschen,  
Da standen sie ohne Scheu.

Lauter Lärm, wildes Geschrei erscholl an der Mauer innerhalb der Stadt, wo Städter und Böhmen mit einander rangen; Gerwin wandte sich, um nach dem Getümmel zu schauen, da fuhr ihm ein schwirrender Pfeil neben dem Schulterblatt in den Rücken, krampfzig reckte er sich empor, schwankte und fiel mit gestreckten Armen nieder auf das Mauergesims. Rasch naheten sich dienstbare Männer, ihn hinwegzutragen, Gerwins Augen hafteten auf Dietwald. „Wenn ich sterbe,“ schrie er den Trägern mit heiserm Köcheln zu, „so zeugt ihr statt meiner gegen den hinterlistigen Schurken, der euren Hauptmann erschossen, — gegen den dort bei der Fahne“ — die Stimme versagte ihm, er deutete auf Dietwald. Während man den Verwundeten hinwegtrug, wurde jener, der starr bei dieser Beschuldigung dastand, von Soldknechten umringt, die ihn zur Rechenschaft zogen. Margarete hatte das Entsetzen den Arm gelähmt, fassungslos, ohne auf ihr Werk, ohne auf ihre Sicherheit Bedacht zu nehmen, schaute sie nach der Fahne, aber Dietwald hielt sie fest im Auge, während er mit den Knechten haderte und ihre Beschuldigung zurückwies, und als er sah, wie ein Böhme über den Mauerrand sich schob, das Schwert zog und auf die hilflose Margarete eindrang, machte er sich gewaltsam los, riß den Dolch aus dem Gürtel und unterlief den dräuend erhobenen Arm des Hussiten. Wie eiserne Klammern legten sich seine Arme um den

Leib des hageren Gefellen, mit raschem Stoß hatte er ihm das Messer von hinten in die Lunge gebohrt, der todwunde Mann zuckte auf in wildem Schmerze, das Schwert entfiel der Hand, mit Aufwand der letzten Kräfte umschlang er seinen Angreifer und schlug in tierischem Grimm die knirschenden Zähne in das stahlgesteppte Lederwams Dietwalds. Mit Aufbietung all' seiner Stärke suchte dieser sich der Haft zu entwinden, aber der Böhme zerrte ihn mit zäher Gewalt an die Brüstung und zog in rückschnellender Bewegung ihn mit sich hinab von der Steinwand. Da schwanden der schönen Greta von Soest die Sinne, Frauen eilten von den Kesselfeuern herbei und brachten sie hinter bergenden Zinnen in Sicherheit.

Weiter tobte der Kampf, aber der Ansturm wurde matt und matter, nach Verlauf einer Stunde ließ der Feind ab von vergeblichem Ringen. Die Stadt war gerettet, der stolze Fürstbischof um seinen Lohn betrogen, fröhlicher Jubel ertönte in den Straßen, trotz manchen großen Verlustes, aber noch gab man sich nicht einer gefährvollen Sicherheit hin, die ganze Nacht hindurch wachte die Besatzung auf den Wällen. Auch auf der Mauer an der Elverickspforte saßen schlummerlose Wächter, die fuhren empor, als sie unten im Graben den schrillen Schrei eines Habichts vernahmen, wagten jedoch nicht, über den Mauerrand sich zu beugen. Mit heiserem Rufe scholl es herauf: „Reicht mir eine Handleiter! Brischemai, der Fährich, muß den Sieg mit euch feiern!“ Nunmehr thaten die Wächter, wie ihnen geheißzen, und bald saß Dietwald unter ihnen und stärkte sich mit herzhaftem Trunke. Er war glücklich gefallen; auf Reifig, das der Feind in den Graben geworfen, war er mit seinem Gegner hinabgeschossen und dieser hatte, da er zu unterst gelegen, den stärksten Stoß erleiden müssen. Als Dietwald des Böhmen sich

erledigt, hatte er sich hinter einen Strebepfeiler geduckt und des Kampfes Ende erwartet. „Unkraut vergeht nicht,“ „mögt ihr sagen,“ schloß er seine Erzählung, „ich aber sage euch, Gott hat mich behütet, nicht um meinetwillen, sondern um einer Jungfrau willen, nach der ich jezo Umschau halten werde.“

Er trank den Becher leer, dann eilte er fort und in der Ferne verklang sein Lied:

Mit sond'rem Fleiß zu deinem Preis  
 Heb' ich hie an und singe:  
 Hochherrlich Soest, nun sei getrost,  
 Sei frob und guter Dinge.

#### IV.

Die Befürchtungen der Städter, der Feind werde den Sturm wiederholen, trafen nicht ein; die Kraft der Belagerer war gebrochen. Nachdem der stärkste Anprall erfolglos gewesen, durften sie von einem schwächeren sich keinen Gewinn versprechen; die Böhmen haderten überdem um den Sold mit dem Bischöfe von Köln, sie brachten den Kirchenfürsten in harte Bedrängnis, denn der Säckel Dietrichs von Mörs war leer und er hatte die Böhmen bislang auf die Stadtkassen von Lippstadt und Soest vertröstet.

In Soest atmete man allgemach wieder auf nach der schweren Zeit, die inneren Angelegenheiten der Stadt fingen wieder an, die Gemüther zu beschäftigen, und die Haupttheilnahme hatte man zur Zeit dem Standartenjunker Brischemai zugewandt. In dem Hause des Bürgermeisters von dem Broke wurde ein Kriegsgericht abgehalten. Gerwin von Harf, den man in das Wohnwesen seines Schwagers gebracht und der tagelang im Wundfieber gelegen, hatte den Klageschrei gegen Dietwald erhoben, und weil er krank und schwach war, sodaß er zum Standgerichte unter freiem Himmel vor